

4. / 11. 1918

161

# Feuilleton.

## Rosen vom Biave.

Von Oéza Herzog.  
Bei der Armee des Erzherzogs Josef, Piacenza, Ende Juni.

Erzherzog Josef hatte in den stilleren Tagen der Defensivkämpfe den sinnigen Einfall, Rosen vom Biave als einen rührenden Gruß nach Budapest zu senden. Ein paar Wochen vor der Offensive sah ich auf der Margareteninsel zufällig einige dieser Rosen. Dann, in der unbergelichen zweiten Sunihälfte, während der heftigsten Kämpfe an den Ufern des Biave, besaite ich immerfort die Erinnerung an diese Rosen, an ihre blutroie Farbe, ihren schweren Duft, an die Gedanken, die sie weckten.

Das Schloßfeld, auf dem sich nun die vielleicht bittersten, jedenfalls die an heroischer Aufopferung reichsten Kämpfe dieses Krieges abspielten, gleich einem blühenden Garten. Diese schönste Gegend Venedigs ist der Park des Todes. Und am herrlichsten ist er dort, wo dieser verfluchte Fluß die Ebene durchschneidet: dort duftet der Garten am stärksten, dort prangt er am üppigsten, dort sind seine Farben die reichsten. Und auch der Himmel ist hier blauer, die Sonne glüht heißer herab als anderswärts. Diese phantastischen Schönheiten haben den Kontrast zu den Geschicknissen hier fühlbarer hervor, als es sonst geschieht. Es ist etwas anderes, auf dem Doberdo zu leben, das Erb im Wolmere Galizien, am San, an der Weiffel, in der Macsba, der Dobrudschia ist verständlicher als hier, in diesem Blumengarten, dem die Dreißigsturmärter so schloß zu Gesicht sehen wie die Gaswollen, die sich zum Himmel erheben. Von hier sollte man wehrhaftig nur Rosen nach Budapest senden dürfen und nicht Todeshorstschaffen, Erüppel, Verwundete. Hier sollte man sich nur freuen, nicht leiden dürfen. Es ist kein Zu-

fall, daß die Straße Udine—Treviso—Benedig immer der Weg der Hochzeitsreisenden war. Nun ist es die Sandstraße des Todes.

Vom Loggiamento angefangen hat man den Eindruck, gar nicht zu reifen, sondern vor den Drehbildern eines fabelhaften Panoramas zu sitzen, oder in einem Theater vor Dekorationen voll unerhörter Schönheit zu wirken; — jede Landschaft gleicht einem neuen Hintergrund, und abends sieht man die neuen Hintergründe zum dritten Akt einer italienischen Oper. Nur die Musik fehlt, die glühend sinnliche Melodie, die zu dieser Landschaft gehört, und nicht die sogenannte „Artillerievorbereitung“. Nein, diese Gegend hier ist wirklich nicht zum Schloßfeld geschaffen.

Eines Nachts aber — heute ist es gleichgültig, welche es war — begann dann doch eine fürchterliche italienische Opernvorstellung, die Kulissen waren da, auch das gewaltige Orchester und nicht minder die großartigen Darsteller. Die Überwelt war das Trommelfeuer. Wenn man mitten drin war, fühlte man freilich, daß dieses Wort den Begriff gar nicht wiedergibt, in dem schauerlichen Orkan erinnert ja nichts an Trommelwirbel, wie dieser Begriff wohl überhaupt Worten spottet. Es fehlt das Sinnesorgan, das Wesen einer Artillerieschlacht zu erfassen, es fehlt der Gedanke, sie ganz auszuenden. Es ist, als ob man den Kopf in einer Wärmemangel drin hätte, die nun wahnsinnig hin und her fährt, oder als ob eine Nietenstift den Kopf so lange schüttelt, bis das Gehirn wild zu tanzen beginnt. Man muß sich eine Laval von nicht dazugehöriger Art erdenken, irgend etwas, woran sich zu gewöhnen unentbehrlich ist, um eine Vorstellung dessen zu erhalten, was man Artillerievorbereitung nennt.

Tagelang dauerte diese entsetzliche Überwelt, bis sie dann unmerklich in das Drama selbst überging. Es war nicht weniger fürchterlich als die Einleitung, und die Todesintonie erreichte ihren Höhepunkt, als am zweiten Tage der Offensive der Himmel seine Neutralität aufgab und mit einem feurigen Volksbruch in die Schlacht

elugriff. Es entstand eine betäubende Situation, da gleichzeitig der Himmel zu kräusen begann, die Fliegerbomben niederstürzten, die Kanonen erdröhnten, so daß man schließlich selbst mit gespanntester Aufmerksamkeit das Donnern von oben und unten, die Artillerievorbereitung des Himmels und der Erde nicht voneinander unterscheiden konnte.

Das italienische Volk, auf dessen Heimatserbe und vor dessen Augen das alles geschah, dessen Säuler und Säulen im ungeheuren Ausmaß erbeben, schrie in seinem Leib heilau. In Vittorio gibt es einen hohen Berg, er erhebt sich unmittelbar hinter der schönen, kleinen Stadt, an klaren Tagen kann man von ihm bis zum Biave sehen. In der ersten Nacht der Offensive strömte die ganze Bevölkerung Vittorio auf dieser Anhöhe zusammen, und mit verschiedenen Gefühlen und Wünschen, doch mit dem gleichen Interesse standen die Unseren und die Eingeborenen hier zusammen und lugten durch die Gerngläser hinüber. Worüber wir uns freuten, darüber wehlagten sie. In den kleineren Dörfern, wo es sonst streng verboten war, nach Eintritt der Dämmerung auf der Straße zu weilen oder eine Kerze anzuzünden, war in der ersten Nacht der Offensive plötzlich alles erlaubt. Als die fürchterliche Kanonade begann, konnte dort niemand schlafen, und in mehreren Dörfern zogen Nachts Prozessionen in die Kirche, um für die Jüngeren zu beten, gegen die wir eben in den Kampf zogen.

Nicht weit vom Biave, in dem Dorfe San Pietro, gibt es eine herrliche zerstörte Kirche, oder besser gesagt, den Platz, auf dem diese einst stand, denn die Kirche selbst fiel schon im Herbst italienischen Granaten zum Opfer. In dieser ersten Offensivnacht warfen sich die ersten Italiener hier inmitten der Ruinen vor dem unter freiem Himmel stehenden Altar zwischen verdrücktem Schutze auf die Knie, und die Unrigen hatten nicht das Herz, diese tragische Mitternachtsmesse, diesen schrecklichen nachtsigen Gottesdienst zu hören. Denn die Soldaten, die wissen, was Leid bedeutet, die verstanden diesen Gottesdienst, sie wußten, worum es sich hier handelte. In unseren